



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Spiero, Heinrich: Adolf Stern. 2

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

den offenen Gegnern, sondern auch den unsichern Freunden und den falschen Ärzten gegenüber das Banner einer gründlichen, auf ernster geistiger und sittlicher Arbeit beruhenden sprachlichen und geschichtlichen Bildung als der Grundlage des gymnastischen Unterrichts hochzuhalten zum Wohle unsrer Jugend und zum Segen für die Zukunft unsers Volkes.

Ulm

Karl Hirzel



Adolf Stern

2



Wenn wir Adolf Stern als Literaturhistoriker zwanglos und doch knapp charakterisieren wollen, so kann das nicht besser geschehen als durch ein paar Sätze aus einem Hettnerschen Brief an Erich Schmidt, den Stern, sicherlich nicht ohne besondere Absicht, in seiner Lebensbeschreibung Hermann Hettners zitiert: „Ich halte nach wie vor fest an der Überzeugung, daß es mit der Philologie allein nicht getan ist, sondern daß in der Beurteilung von Kunstwerken schließlich doch das nachempfindende Kunstgefühl die Hauptsache bleiben muß. Aber allerdings verachte auch ich das Ästhetisieren, wenn es der geschichtlichen Grundlage entbehrt.“

Da haben wir den ganzen Stern, der trotz wertvollen Entdeckungen (er hat unter andern den Verfasser der „Insel Felsenburg“ festgestellt) in seiner literarhistorischen Arbeit doch das Hauptgewicht nicht legte auf das Philologische, sondern auf die Beurteilung der Kunstwerke und der Künstler aus dem eignen nachempfindenden Kunstgefühl heraus — und Stern konnte den Bogen dieser Nachempfindung weit genug spannen. Welchen großen Kreis er übersah, lehrt seine Geschichte der neuern Literatur, von deren „Freskobildern“ Krüger mit Recht spricht. Und derselbe Stern, der verrufen war als ein Gegner der jüngsten Entwicklung, und dem nach seinem eignen Ausdruck die neuesten Revolutionäre Entdeckungen auf den Kopf schmetterten, die er in aller Stille längst gemacht und vertreten hatte, hat schon im Jahre 1885 in Henrik Ibsen, mit dessen Alterswerken er später freilich nicht mehr mitging, das heiße Herz zu finden gewußt, wo viele Junge und Alte nur kalt grübelnden Verstand spürten.

Adolf Stern hat Friedrich Hebbel zuerst im Jahre 1855 in Leipzig gesehen bei einem Besuche, den Hebbel einem dortigen Schriftsteller abstattete. Aber obwohl er damals schon voll den Eindruck von Hebbels ungewöhnlicher Persönlichkeit hatte („mir war, als ob jede Äußerung Hebbels ein Fenster in die große freie Welt hin aufriße, welche hier über den Nebendingen des Handwerks vergessen wurde“), hat er doch selbst erst die spätere Zusammenkunft in Weimar als den eigentlichen Beginn seiner persönlichen Beziehungen zu Hebbel betrachtet.

Grenzboten IV 1907

75

Sie weilten beide damals im Kreise der Altenburg, unter dem Zauber Bizzs und der Prinzessin Wittgenstein, der spätern Fürstin Chlodwig Hohenlohe. „Unter den vielen Personen, schreibt Ruch, die Hebbel in Weimar bei Festakten und bei Festabenden kennen lernte, hebe ich den jungen Poeten Adolf Stern hervor, weil derselbe nachmals in freundschaftliche Beziehungen zu Hebbel trat. Dieser hatte jüngst in der Illustrierten Zeitung Adolf Sterns episches Gedicht (»Jerusalem« s. oben) anerkennend besprochen. Stern flog an allen Gliedern und war totenbleich, als er Hebbel vorgestellt wurde.“ Dieses Verhältnis zu Hebbel war der eine Ausgangspunkt von Sterns literarhistorischer Betrachtungsweise, und der Ausblick zu dem gewaltigen Dichter, der solange Zeit verkannt war, hat es Stern leicht gemacht, die Wege zu gehn, die heute in seinen Spuren die wahrhaft fruchtbare Literaturgeschichte gehn muß.

Dir ward, gleich deinem Meisterbild, dem Hagen,
Ein Eisenaue, keinem Schein zu trauen,
Klar in das Herz, das Innerste zu schauen
Und tief zu blicken, selbst wo Berge ragen.

(An Friedrich Hebbel 1863)

Die hier poetisch ausgesprochne Auffassung hat Adolf Stern nicht nur in den beiden großen, unübertroffenen Aufsätzen über Hebbel festgehalten, sondern sie auch an allen Orten, wo sich die Gelegenheit bot, vertreten und begründet. Und die Anschauung, die noch seiner ältesten Arbeit angehört, daß nämlich Hebbel „zu jenen großen Talenten der deutschen Literatur gehört habe, welche nur in einem kleinen Kreis volle Würdigung und ganzes Verständnis fanden und finden können“ (geschrieben 1880), wich mit den Jahren mehr und mehr der uns heute erfüllenden Erkenntnis, daß Hebbel doch durchaus der ganzen Nation gehört, daß er weiter zeigt, und daß das Drama der Gegenwart und Zukunft auf ihm weiterbauen muß. Wie aus dem Werk Emil Ruchs, obwohl dieser Sterns erste Auffassung teilte, gewinnen wir diese Lehre auch aus Sterns Arbeit für Hebbel, mag er sie auch nie mit solcher Schärfe ausgesprochen haben.

Denn sein Herzenspoet war doch wohl Otto Ludwig, den ich absichtlich oben bei Sterns Novellen und bei seiner Lyrik noch nicht genannt habe, weil ich den großen Eindruck, den der vertraute Umgang mit diesem Dichter in Adolf Stern hinterließ, hier auf einmal hervorheben wollte. Der Neigung für Ludwig, dem tief eindringenden Verständnis für dieses Dichters Lebenswerk verdanken wir das Beste unter Sterns größern einheitlichen literarhistorischen Werken, Otto Ludwigs Biographie, die er als Einleitung zu der von ihm und Erich Schmidt besorgten Gesamtausgabe und auch selbständig herausgab. Es ist besonders in der zweiten, durchgearbeiteten und erweiterten Auflage ein Werk, das man schwer überschätzen kann. Künstlerisch geschlossen im Stil, ist dieses Buch ein schönes Beispiel dafür, daß, wie sich Stern selbst ausdrückt, „es in diesen Dingen ein künstlerisches Maß und ein künstlerisches Maß

gibt". Es ist dieselbe Anschauung, die ihn an mehr als einer andern Stelle über die ungeheure Anhäufung unnützen Materials in unserm wissenschaftlichen Betriebe klagend läßt. Die Geschichte der „Makkabäer“ von ihrer ersten bis zu ihrer endgiltigen Fassung wird mit großer Klarheit erzählt, und alle Phasen von Ludwigs Entwicklung bauen sich mit der echten Kunst der Steigerung vor uns auf, die auch in Sterns Novellen herrscht. Wie so oft, wenn Dichter und Literaturhistoriker zusammentreffen, entläßt uns das Buch nicht nur bereichert um die Wissenschaft von seinem Helden, sondern unter dem ganz persönlichen Eindruck der großen Gestalt und der sie umgebenden Gruppen. Wieder kommt auch hier die Kunst der Stimmung dazu, die jeder Situation in Ludwigs Leben gewachsen ist, und für die freilich der mitteldeutsche Biograph seinem Thüringer Dichter mehr entgegenbrachte als mancher andre manchem andern.

Die drei Bände Studien zur Literatur der Gegenwart geben zu diesem Einzelbild so etwas wie eine Galerie von Porträts von der Blüte der Romantik (Tieck) bis in unsre Gegenwart mitten hinein, bis zu August Strindberg und Gerhart Hauptmann. Es ist einer der feinsten Reize fast aller seiner Arbeiten, daß sich persönliche Fäden hinüberziehen von Stern zu den meisten der dargestellten Poeten. Freilich läuft ihm gerade dadurch wie billig auch einmal eine Überschätzung unter. So erscheint Bodenstedt denn doch auf einem zu hohen Piedestal, und sogar gegenüber den Versen des Mirza Schaffy, die Stern zitiert, fallen einem unwillkürlich Mauthners treffende Zeilen ein: Ihr klüppelt geschäftig Verse wie Spizen, droh lächeln die Dichter von ewigen Sigen. Und vollends gegenüber der Literatur in und nach der Umwälzung der achtziger Jahre konnte Stern — in anderm Sinne — nicht ganz gerecht sein. Abgesehen davon, daß man ihm selbst ungerecht und übel mitgespielt hatte, gab es schließlich auch für ihn eine Grenze des Mitgehens, jenseits deren zum Beispiel Gerhart Hauptmanns „Weber“ lagen; auf der andern Seite aber ist kaum etwas so feines über die „Einsamen Menschen“ gesagt worden wie dies, es sei ein tief fruchtbarer Grundgedanke des Stücks, daß die Vorempfindung eines neuen vollkommenen Zustandes noch kein Recht gebe, diesen Zustand sofort mit jedem Mittel verwirklichen zu wollen und höchstens die Pflicht auferlege, den Keim auf die Nachwelt zu bringen. Und Gerhart Hauptmanns überragende Begabung hat Stern schon nach ihren ersten Proben erkannt und gerühmt. Wenn dann Stern gegenüber der Mache und Clique, die in bewegten Zeiten besonders herrschsüchtig auftreten, meint: „Es frommt auch der großen Begabung nicht, schlecht hin auf den Schild gehoben zu werden. Es kommt eben doch darauf an, wessen der Schild ist“ — so scheint mir, daß diese Worte in den deutschen Literaturstreitigkeiten auch unsrer Tage — leider — so etwas wie ewige Geltung beanspruchen dürfen. Wenn die Abneigung gegen den Naturalismus Stern rückwirkend sogar gegen den impressionistischen Christian Friedrich Scherenberg einnahm, so hat er sich selbst doch später zu objektivieren versucht und in seinem zuerst in diesen Blättern

erschienenen Aufsatz „Drei Revolutionen in der deutschen Literatur“ (jetzt: Studien zur Literatur der Gegenwart. Neue Folge, 1904) so glänzend wie selten die Fülle seiner Kenntnisse und Erkenntnisse zusammengefaßt und damit wieder einmal die Weite seines Blicks erwiesen. Die vergleichende Betrachtung der Romantik, des jungen Deutschlands und des jüngsten Deutschlands gehört psychologisch und historisch zum Besten und Vehrreichsten, was die nun hinter uns liegenden stürmischen Jahre gebracht haben, ja sie ist so etwas wie ein Abschluß, den der Verehrer von Tiecks Novellen, der Freund Hebbels, der Biograph Ludwigs, der Verfasser des Aufrufs für Bayreuth noch im Rückblick auf ein wunderbar reiches Miterleben sehen und festhalten durfte.

Es braucht danach nicht erst betont zu werden, daß die hervorragendsten und wertvollsten unter den Studien die sind, die jenen in den fünfziger und sechziger Jahren vornehmlich hervorgetretenen Poeten gelten. Theodor Storm, Gottfried Keller werden zum Beispiel in allseitiger Betrachtung und doch mit scharfer Charakteristik erfaßt. „Storm hat der Natur tiefer ins Auge geblickt als diejenigen, die sich einbilden, jedes Augenlid der ewigen Mutter durch die Lupe gesehen zu haben.“ Daß Stern bei Fontane, dessen Bedeutung er lange vor der Kritik der achtziger Jahre erkannte und verfocht, in den Ruhm gerade auch der Spätwerke des Meisters nicht so voll einstimmen kann wie wir Jüngern, überrascht nicht. Aber jeder wird die Feinheit einer Bemerkung bewundern müssen, wie diese (bei Fontanes „Quitt“): „Es ist, als ob Fontane über Dinge, die nur in der Phantasie gebildet werden können, wie über einen heißen Boden hinwegeilt.“ Die Studien werden sehr lange lebendig sein, der künftige Literaturhistoriker wird sie nicht entbehren können, und den Verehrer Sterns wird es immer wieder mit Befriedigung erfüllen, wenn er sieht, wie viele von den Poeten Stern unbeirrt durch Tagesmeinungen früh nach ihrer wahren Bedeutung erkannt hat, die erst in den letzten Jahren recht in die Weite drangen, ja noch heute immer wieder emporgehoben werden müssen. Ich denke zum Beispiel auch an den in Norddeutschland noch lange nicht genug bekannten Ferdinand v. Saar. Persönliche Klänge und so etwas wie eine ganz eigne Verwahrung gegenüber Mißgunst und Verkennung aber tönen für mich, wie ich es schon sagte, am deutlichsten aus dem großen Aufsatz über Paul Heyse, dessen schwer im ganzen übersehbares Wirken Stern aus dem Grunde kennt und beherrscht. Es wird noch sehr oft nötig sein, sich in dem immer noch schwankenden Urteil über Heyse Sterns besonnene und doch warme Kritik vor Augen zu halten, bei der dann für den Kenner von Sterns Dichtungen immer die leise Apologie des Verfassers selbst mitschwingen darf.

Adolf Stern war niemals an einer Universität tätig und hat somit in den neunundzwanzig Jahren seiner Wirksamkeit an der Technischen Hochschule zu Dresden Schüler, wie sie Kolleg und Seminar dem Universitätsprofessor seines Fachs zuführen, nicht gewinnen können. Er war auch nach dem Zeugnisse eines jungen Freundes nicht die Natur, die Schule zu machen vermochte.

Daß er dennoch einen weitreichenden Einfluß auf jüngere Literaturhistoriker und Kritiker gewann, spricht für die Stärke seines Wesens und den Wert seiner Arbeit. Freudig hat sich Adolf Bartels, sein einflußreichster Schüler, immer zu ihm bekannt und betont, daß er mit andern durch Stern zu Hebbel und Ludwig zurückgekommen wäre. Und mit Recht ist noch beim Tode Sterns hervorgehoben worden, daß die fruchtbare Arbeit des Kunstwarts, die ja auch wieder zum großen Teil den Meistern aus der Mitte des neunzehnten Jahrhunderts zugute kam, durchaus in Sterns Sinne geleistet wurde. Und neben Bartels sind zum Beispiel der mehrfach genannte Hermann Anders Krüger, Heinrich Lübner, Karl Reuschel als Schüler Sterns anzusprechen. Daß sich außer ihnen noch mancher müht, in Sterns Sinne die Literatur der Gegenwart zu beurteilen, weiß jedermann, und in aller Bescheidenheit darf auch ich vielleicht an dieser Stelle solches Streben für mich in Anspruch nehmen, an der Stern oft genug selbst zu Worte gekommen ist. Über seinen literarischen Nachlaß, der guten Händen anvertraut ist, wird nach seinem Hervortreten noch zu sprechen sein. Seine vorhandenen Werke aber sichern dem Dichter und dem Literaturhistoriker, der so oft zugleich ein Kulturhistoriker war, ein dauerndes Andenken überall in Deutschland, wo man die echte, aus dem Leben quellende und für das Leben geschaffne Dichtung nicht als ein müßiges Spiel der Stunde, sondern als eine der höchsten Offenbarungen des menschlichen Herzens ansieht und dankbar empfängt.

Heinrich Spiero



Aus dem Dresdner Elbgau

Von Eugen Kalkschmidt



urch die Linden vor dem Loschwitzer Gartenhäuschen fährt der Wind. Er greift auch ins Gewirr der Nebenlaube, die an die schmale Terrasse vorm Fenster kühn vorspringend hinausgebaut ist, und zaust die welkenden Blätter los. Er packt die Pflaumenbäume, schüttelt sie und biegt die Wipfel breit auseinander. Das gibt dann allemal ein feines Fleckchen Luginsland.

Da liegt im silbernen Morgenduft das weite, weite Elbtal zu unsern Füßen. Schier ohne Ende streckt sie sich nach Westen hinunter, die alte sächsische Fürstenstadt. Dicht zueinander geschart ragen die grauen Türme aus dem Dunst: die eigensinnig rundköpfige Frauentirche, an der die Bomben des großen Friedrichs glatt wie die Gummibälle abglitten; die ebenmäßige Kreuzkirche, die außen den ehrwürdigen Barock trotz des ganz modernen Ausbaues im Innern behalten hat; die zierlich durchbrochne katholische Hofkirche mit ihrer japanischen Zwiebelspitze; ja selbst die grüne Patina des schlanken Schloßturms leuchtet herüber, wenn die Sonne durchbricht. Sie stehn eng, die alten Türme der ältesten Altstadt, und in klaren Mondscheinmächten wachen sie auf und summen tief in sich hinein von jenen Tagen, als sie jung waren, und als die Welt gottes- und königsfürchtiger war als heute. Denn wie sieht sie heut